



Aus Freude am Lesen

Alessandro D'Avenia

Die Welt ist
eine Muschel

Roman

*Aus dem Italienischen
von Verena von Koskull*

btb

Die italienische Originalausgabe erschien 2011 unter dem Titel
»Cose che nessuno sa« bei Mondadori, Mailand.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier
Lux Cream liefert Stora Enso, Finnland.

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung Januar 2014
Copyright © der Originalausgabe 2011 by
Arnoldo Mondadori Editore S.p.A., Milano
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2014 by btb Verlag
in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München
Umschlaggestaltung: semper smile, München
Umschlagmotiv: © Marta D'Avenia
Satz: Uhl + Massopust, Aalen
Druck und Einband: CPI – Clausen & Bosse, Leck
SL · Herstellung: sc
Printed in Germany
ISBN 978-3-442-74662-0

www.btb-verlag.de

www.facebook.com/btbverlag

Besuchen Sie auch unseren LiteraturBlog www.transatlantik.de

*Für meine Schwestern Elisabetta,
Paola und Marta,
Perlen, die das Leben mir geschenkt hat.*

*Denn wenn alles sogleich, wie es Sterbliche
wünschen, geschehe;
Wahrlich so wünschten wir vor allem des
Vaters Zurückkunft!*

HOMER, *Odyssee XVI*, 148–149

Prolog

Es ist ihr vierzehnter Geburtstag, und sie sitzt am Bug. Die lachenden, wehmütigen grünen Augen sind an den Horizont geheftet: eine allzu klare Linie, um sich nicht davor zu fürchten. Die Welt ist eine Muschel. Sie wirft das Licht zurück, jeden Strahl, der sie trifft, und sei es als Schatten. Und das Licht ist das einzige Gebot des anbrechenden Tages. Ein harsches Gebot, denn kommt man ans Licht, kommen einem die Tränen.

»Du siehst aus wie eine Bugfigur!«, ruft ihr der Vater zu und versucht den Wind zu übertönen, der das Boot vor der Bucht des Schweigens übers Meer treibt. Möwen auf Beutejagd streifen das Wasser und lassen sich erschöpft darauf nieder. Der trockene Geruch der Küste ist schon weit.

Die Beine dem Wind und dem Nichts ausgesetzt, dreht sich Margherita um und streckt ihre brandneuen vierzehn Jahre auf den hölzernen Bootsplanken aus. Sie sieht ihn an. Ein Lächeln liegt auf dem Gesicht des Vaters, der ein Alter erreicht hat, in dem jede Linie und jede Falte am richtigen Platz ist und mit unverstellter Anmut zeigt, wer man ist, wer man war und wer man sein wird. Sein Haar ist dicht und schwarz wie Margheritas, seine Augen sind fast noch schwärzer – Margherita hat ihre klaren, grünen der Mutter gestohlen –, die frisch rasierten Wangen duften nach dem Aftershave, das seine Frau ihm schenkt, seit sie zusammen sind.

Eleonora ist mit dem kleinen Andrea zu Hause geblie-

ben, um das Geburtstagsmittagessen vorzubereiten. Margherita stützt das Kinn auf die gefalteten Hände und fragt gespielt empört:

»Ein Busenwunder?«

»Nicht Busenwunder ... Bugfigur!«

»Was ist das?«

Der Vater lässt kurz das Ruder los, wirft einen Blick auf die eng ans Segel geschmiegt Strömungsfäden und antwortet mit weit ausholenden Gesten, als wollte er die Worte in die Luft malen:

»In alten Zeiten schnitzten die Seeleute eine menschliche Figur für den Bug ihrer Schiffe, die sie beschützen sollte. Zuerst waren es nur riesige Augen, die den Kurs im Blick behalten sollten. Dann wurden daraus weibliche Gottheiten: wunderschöne Frauen mit hypnotischem Blick, um die Wogen zu verzaubern und die Feinde einzuschüchtern.«

Margherita kneift die Augen zusammen und lächelt. Dann rollt sie herum und setzt sich wieder auf. Ihr Haar flattert in der Sonne, eine schwarze, vom Wind zerzauste, lichtglänzende Flut. Schön und reglos wie eine Galionsfigur mit ihren Meeresaugen: die Iris feucht von Tränen, die die Luft allzu schnell trocknen lässt, als dass man sie erahnen könnte. Mit vierzehn weint man oft, ob vor Freude oder vor Schmerz. Die Tränen sind die gleichen und das Leben ist so wachsw weich, dass die Flamme, die unter der Schale des Mädchens die Frau zum Vorschein bringt, es zum Zerfließen bringt.

Margherita lässt die Beine baumeln, und das Meer spritzt Konfetti aus Licht und Wasser an ihre nackten Füße, die nach der Horizontlinie treten, vergeblich bemüht, sie

zu durchbrechen. Doch die Linie bleibt unversehrt. Margherita betrachtet sie: Lebensfaden, schwebend zwischen Himmel und Erde, auf dem sie in ihrer Phantasie entlangbalanciert. *A vita è nu filu*, das Leben ist ein Faden, pflegt ihre Großmutter Nonna Teresa in ihrem derben Heimatdialekt zu sagen.

Und mit vierzehn Jahren balanciert man in wunderbarem Gleichgewicht wie ein barfüßiger Schlafwandler auf diesem Faden entlang.

Es ist der Sommer ihres Lebens. Ein neues Zeitalter bricht an. Sie und ihr Vater an ihrem Geburtstag allein auf einem Segelboot, wenige Tage, ehe das Gymnasium beginnt. Einen Moment lang schließt Margherita die Augen, streckt sich hin und breitet die Arme aus. Sie öffnet die Lider, und eine unsichtbare Kraft bläht das Segel. Der Wind. Wie alles, was seit Anbeginn besteht, kann man ihn weder sehen noch hören, es sei denn, er trifft auf ein Hindernis. Selbst das Meer erscheint grenzenlos, und doch singt es nur, wenn es auf Grenzen trifft: Schäumend bricht es sich am Kiel; sprühend tost es gegen die Klippen; brandend spült es auf den Strand. Schönheit entsteht durch Grenzen, immer.

Der Vater stellt das Ruder fest, nähert sich unbemerkt, umarmt Margherita von hinten und hebt sie hoch. Das Licht erfüllt alles, es durchstrahlt die Haut und dringt bis ins Fleisch. Die starken Arme ihres Vaters in den aufgekrempeelten weißen Hemdsärmeln halten sie fest. Der Geruch des Meeres mischt sich mit dem warmen, herben Duft des Aftershaves. Er drückt seiner Tochter die Nase in den Nacken und gibt ihr einen Kuss. Gemeinsam mit ihr betrach-

tet er den Horizont, und sie spürt die Befangenheit ihres neuen, ruhelosen Körpers, den sie fast als Sünde empfindet. Doch mit ihrem Vater neben sich macht die Linie, die den Himmel vom Meer trennt, keine Angst, und man steuert auf sie zu, um ihr zu folgen, sie zu ergründen, sie mit dem Bug zu durchstoßen wie eine Pappkulisse.

»Du bist das schönste Mädchen der Welt. Meine Perle. Alles Gute!«, sagt er und küsst sie noch einmal. Er nennt sie so, weil ihr Name auf Lateinisch »Perle« bedeutet. Zigmal hat er ihr das erzählt. »Ich war gut in Latein, weißt du«, fügt er dann hinzu.

»Irgendwann könnten wir doch mal nach Sizilien segeln. Ich will das gelbe Haus sehen, von dem Nonna immer erzählt, mit dem Garten und dem Kletterjasmin an der Fassade und den Kaktusfeigen«, sagt Margherita im Tonfall ihrer Großmutter und denkt bei sich, dass es solch leuchtend rote, gelbe und weiße Früchte wie in den Erzählungen gar nicht geben kann.

»Das machen wir.«

»Versprochen?«

»Versprochen.«

Die Wellen umspülen die Flanken der *Perla*, auch das Boot trägt diesen Namen.

»Wieso haben eigentlich alle Boote Frauennamen?«

Der Vater antwortet nicht, er denkt nach, als müsste er die Worte aus einem tiefen Brunnen ziehen. Ihr Vater weiß immer eine Antwort.

»Als ich klein war, hatte ich ein Lieblingsbuch mit einem Bild von Odysseus' Schiff, auf dem stand *Penelope*. Jeder Seemann hat einen Hafen, ein Zuhause, zu dem er zurück-

kehrt, weil dort eine Frau auf ihn wartet, und der Name seines Schiffes erinnert ihn an den Grund, weshalb er zur See fährt ...«

Mit Worten kann ihr Vater umgehen. Er ist ein richtiger Dichter, wenn er will.

»Wie die Mama für dich?«

Der Vater nickt.

»Papa, ich hab Angst ... vor dem Gymnasium. Ich weiß nicht, ob ich auf der Höhe bin, ob ich das packe, ob die Klassenkameraden nett sind ... Ob aus mir je was wird ... Ob ich einen Freund kriege ... Ich hab Angst vor Latein, ich bin nicht so wie du ...«

»Ich hab auch Angst vor Latein, weißt du ... Noch heute träume ich davon, dass ich zur Konjugation der Verben abgefragt werde und nichts mehr weiß ...«

»Was ist denn Konjugation?«

»Also. Zum Beispiel ...« Gerade will er mit einer seiner endlosen Erklärungen beginnen, doch sie unterbricht ihn sofort.

»Papa, ich hab Angst ...« Tränen steigen ihr in die Augen.

»Was immer auch passiert, ich bin da.«

»Ich weiß, aber ich hab trotzdem Angst.«

»Das bedeutet, dass du lebst.«

»Was meinst du damit?«

»Wenn du Angst hast, ist das ein Zeichen dafür, dass das Leben anfängt, dich zu duzen. Du wirst zur Frau, Margherita.«

Sie schweigt und hängt dem Wort *Frau* nach. Es macht ihr Angst. Es ist zu hell.

Ihr Vater drückt sie noch fester.

Die Bucht von Genua in ihrem Rücken setzt die Umarmung ihres Vaters fort, über Klippen, Küsten, Berge und Kontinente bis in die Unendlichkeit, als läge das ganze Universum darin.

Margherita atmet den frischen, beruhigenden Duft ihres Vaters, der ihr das Gefühl gibt, auf der Welt zu sein, um sie zu entdecken, wie beim Tauchkurs in diesem Sommer.

Lautlos durchschneidet die *Perla* die See, die unter duftigem Schaum vernarbt. Angst- und Freudentränen lassen sich nicht unterscheiden. Auf Margheritas Wangen spülen die einen die anderen fort und die ganze Welt ist das Geschenk, das ein Vater seiner Tochter zu ihrem Geburtstag macht.

Mit gekrümmtem Zeigefinger wischt der Vater ihr die Tränen fort, sie gleichen Tautropfen auf einem Blumenstängel. Er hält Margherita eine Träne hin, sie schimmert wie eine Perle.

»Einmal habe ich von einer wunderschönen Frau in einem weißen Mantel geträumt«, erzählt er. »Lächelnd sah sie mich an. Ich habe sie gefragt: ›Wieso bist du so schön?‹ Und die Frau antwortete: ›Als du einmal geweint hast, habe ich mein Gesicht mit deinen Tränen benetzt.« Er macht eine Pause. »Es wird alles gutgehen, Margherita, alles geht gut...«

Margherita vertraut diesen Worten, sie vertraut diesen Armen. Sie kann nicht wissen, dass nichts gut gehen wird, vielleicht kann sie deshalb nicht aufhören, vor Freude und Schmerz zugleich zu weinen und sich zu fragen, welche der beiden in der chemischen Zusammensetzung der von ihren Augen hervorgebrachten Perlen überwiegt. Sie würde gern ihren Vater fragen, doch sie tut es nicht.

Dies sind Dinge, die niemand weiß.

ERSTER TEIL

Der Räuber

Jeder kann den Schmerz bemeistern, nur der nicht,
der ihn fühlt.

W. SHAKESPEARE, *Viel Lärm um nichts*

I

«Mita ist im Schrank», sagte der kleine Junge zu seiner Mutter.

Margherita und Andrea waren gerade erst wiedergekommen. Der Schulanfang stand unmittelbar bevor und der strahlende Septembersonntag schien sich einfach nicht damit abfinden zu wollen, dass die Ferien in vierundzwanzig Stunden vorbei sein würden. Wie jeden Sonntag waren sie bei Nonna Teresa gewesen.

Margherita war von den Ferien ganz durchdrungen: Es schien, als hätte das Meer ihr in diesen Monaten Körper und Seele geglättet wie einen nächtlichen Strand und eine dieser gedrehten Muscheln zurückgelassen, die seine Geräusche und Geheimnisse bergen. Margherita liebte es, sich die Muschel ans Ohr zu halten, die bei der Großmutter auf einem alten Kristalltischchen lag: Sie ließ die Ferien wieder lebendig werden und erzählte ihr flüsternd von versunkenen Welten, von denen nur noch ein rätselhaftes Echo geblieben war, dessen Alphabet niemand kannte.

Die Ferien nach der achten Klasse, könnten sie doch ewig dauern: keine Hausaufgaben, keine Pflichtlektüre. Nur die Furcht vor dem Gymnasium: neue Schule, neue Klassenkameraden, neue Lehrer. Sie würde ein neues Leben beginnen, dessen Umriss verschwommen waren wie die eines Aquarells. Doch Margherita fühlte sich sicher

und bereit, das Bild zu vollenden. Der September lieb ihr die Farben.

Nonna Teresa war ein Goldfisch, zumindest hatte Andrea das gesagt. Und schließlich war es die Großmutter, die stets ihren lapidaren sizilianischen Sinnspruch fallen ließ: *Si vu' sapiri a verità, dumannala ai picciriddi* – Kindermund tut Wahrheit kund. Sie lebte allein. Ihr Mann, Nonno Pietro, war vor fünfzehn Jahren gestorben. Ihre einzige Gesellschaft waren ihre Enkel und Ariel, ein Goldfisch, der in einem runden Fischglas lebte. Andrea konnte stundenlang davorstehen: Ariel hatte weiß geränderte Flossen – eine schönheitsverliebte Laune der Natur – und zwei große, ausdruckslose Augen. Die Bühne seines Lebens bestand aus einer fransigen Alge und einem roten Korallenstück, die er in seiner Glaskugel umkreiste. Er bewegte sich ruckartig, als würde er jedes Mal etwas Neues entdecken.

»Nonna, langweilt Ariel sich nicht, wenn er immer im selben Zimmer eingesperrt ist?«

»Nein, Andrea, Goldfische haben ein ganz, ganz kurzes Gedächtnis, nicht länger als drei Sekunden«, hatte die Großmutter ihm erklärt. »In der vierten Sekunde vergessen sie alles, schnellen herum und fangen von vorn an. Alle drei Sekunden sieht Ariel seine Alge zum ersten Mal und reibt sich zum ersten Mal an seiner Koralle. Er ist immer zufrieden und langweilt sich nie.«

Andrea hatte nichts gesagt: Wie so oft verkroch er sich in einer stillen, kindlichen Blase aus Wirklichkeit und Phantasie.

Im Laufe der Zeit kam es während ihrer Besuche immer häufiger vor, dass Nonna Teresa sich wiederholte,

vielleicht, um sich die Dinge besser einzuprägen, oder vielleicht, weil sie vergesslich wurde, und so hatte Andrea einmal zu Margherita gesagt:

»Nonna ist wie ein Goldfisch.«

Margherita hatte beim Schreiben der x-ten Drei-Wort-SMS innegehalten, ihn neugierig angeschaut und nur gedacht, dass ihr Bruder wohl etwas Geniales in seiner DNA haben müsse. In Wirklichkeit war es das natürliche Genie der Kinder, die die Dinge beim Namen nennen: *Si vu' sapiri a verità, dumannala ai picciriddi*. Mit der Zeit wurden die Großmutter und Ariel sich immer ähnlicher: Sie fragte, ob die Eier schon im Teig wären, obwohl sie selbst sie gerade hineingeschlagen hatte. Manchmal reagierte Margherita genervt, doch Andrea blieb ungerührt, schließlich ist die Wiederholung für Kinder das Normalste der Welt: Er wollte auch immer dieselbe Gutenachtgeschichte hören.

Für Alte und Kinder dienen Worte nicht der Erklärung, Rechtfertigung, Beurteilung; sie sind wie Knoten in einem Faden, die ihnen versichern, dass die Welt noch in Ordnung ist. *Cu' nun fa lu gruppu a la gugliata, perdi lu cuntu cchiù di na vota*, pflegte die Großmutter zu sagen, doch niemand verstand, dass sie damit eine Wahrheit aussprach, die ebenso simpel war wie ihre Rezepte: Wer keinen Knoten macht, verliert den Faden. Auch im Leben.

Mit dem Kuchen – sorgsam in braunes Papier eingeschlagen und mit einem der roten Bänder umschnürt, nach denen die Großmutter stets aufs Neue ihre Schubladen durchkramte – waren sie nach Hause gekommen. Margherita war in ihr Zimmer gegangen und hatte sich vom

Septemberlicht umfassen lassen, das durch das weit geöffnete Fenster hereinströmte. Sie hatte das Radio angeschaltet, und magnetisch hatte der Spiegel ihr Gesicht angezogen, das in den letzten Wochen durch eine merkwürdige Veränderung, die ihre Wangen gestreckt, die Wangenknochen betont und die bis dahin allzu runden Augen in die Länge gezogen hatte, immer asymmetrischer geworden war. Unsichtbare Hände kneteten ihren Körper wie Kuchenteig, und zu gern hätte sie ihre Finger in den Spiegel gesteckt und an diesem rätselhaften Ritual mitgewirkt. Auch ihr Körper sandte ein Echo aus, den ewig alten und ewig neuen Odem des Lebens.

Margherita drehte das Gesicht nach rechts und links, musterte den Körper, in den sie sich verwandelte, und tröstete sich mit ihrem langen, schwarzen, geschmeidigen Haar, das sie neben ihren Augen am meisten an sich mochte. Die Ohren hingegen kamen ihr zu klein vor, sie zog daran, als könnte sie sie verlängern. Die Zähne waren weiß und gerade, die Lippen schmal, aber dem Ausdruck unterschiedlichster Gefühle ergeben, der Busen noch kaum sichtbar.

Das Radio erfüllte das Zimmer mit Worten, die Sonne mit Licht, der Luftzug mit gegensätzlichen Gerüchen.

Maybe I'm in the black, maybe I'm on my knees.

Maybe I'm in the gap between the two trapezes.

Margheritas Blick ging ins Leere. Sie musste an die Worte ihres Vaters auf dem Boot denken, wie an einen Ohrwurm, den man nicht loswird:

Alles geht gut.

Die Welt dort draußen glich einer Bühne, die auf ihren Tanz wartete, und obgleich sie das Publikum fürchtete, wusste sie, dass hinter den Kulissen Menschen waren, die sie liebten und ihr Kraft gaben: der Vater, die Mutter, der Bruder, die Großmutter, die Freundinnen.

Unbemerkt und ohne zu klopfen betrat Andrea Margheritas Allerheiligstes und hängte sich an ihren Arm, um sie aus ihrer jugendlichen Trance zu reißen.

»Poc-corn!«, sagte er und schob die Unterlippe ein wenig vor, um die Schwester mit seinem bewährten Kätzchen-im-Regen-Gesicht rumzukriegen.

Er war fünf Jahre alt, mit zartem Gesicht, blondem Haar und blauen Augen. Oft redete er mit sich selbst und ging in imaginären Geschichten und Figuren auf. Er war überzeugt, dass er schon lesen konnte, obgleich er lediglich ein paar Buchstaben kannte, die er noch nicht zusammensetzen konnte. Margherita hatte sie ihm beigebracht. Ähnlich den Tafeln in der Grundschule hatte sie auf großen Blättern riesige, elegante Buchstaben ausgedruckt und einprägsame Bilder danebengesetzt: Schmetterlinge und Kirschen, Zwerge und Drachen ... Doch leider war dem Drucker bei diesem Härtetest die Tinte ausgegangen und Andrea hatte sich mit wenig mehr als der Hälfte des Alphabets und damit der Welt zufriedengeben müssen. Doch ihm genügte es, sich die geheimen Geschichten all der Figuren auszu-denken, die sich in tiefster Nacht von den Blättern lösten: der verfressene Zwerg, der alle Kirschen in sich hineinstopfte, derweil der feuerspeiende Drache sich unsterblich in den Schmetterling verliebte.

So oft es ging, bettelte Andrea sie an, ihm »Poc-corn«

zu machen, und das vor allem, weil es so lustig knallte. Als Frau, die sie zu werden im Begriff war, ließ Margherita sich nicht erweichen. Sie genoss es, wenn ihr Bruder sie mit vorgeschobener Unterlippe und flehenden Augen anbettelte. Dann lächelte sie.

»Geh schon mal in die Küche. Ich komme.« Sie wollte das Ende des Liedes hören. Sie hasste es, Lieder abzuwürgen, es war, als bliebe etwas Unvollendetes in der Luft und in der Welt, und sie wollte nichts halb fertig zurücklassen. Das Lied verklang:

Every tear

Every tear

Every teardrop is a waterfall.

Zwar verstand sie nicht jedes Wort, doch ihr gefiel die Vorstellung, dass jede Träne zu einem Wasserfall wird.

In der Küche hatte Andrea sich bereits die Kochschürze umgebunden, die er von den Eltern bekommen hatte. Eigentlich war es ein riesiges Lätzchen mit der Aufschrift *Offizieller Verkoster*. Mit hoch erhobenen Händen stand er da, wie er es von Nonna Teresa gelernt hatte, die kein kulinarisches Unterfangen begann, ehe nicht die gewaschenen und abgetrockneten Hände vorgezeigt wurden. Wie ein Chirurg bei einer heiklen OP wartete er auf Margheritas Anweisungen.

Margherita sah den Anrufbeantworter blinken. Sie hatte das Telefon gar nicht klingeln hören: Entweder hatte die krachlaute Musik sie aus der Wirklichkeit und ihren vermeintlichen Notwendigkeiten gerissen oder es hatte je-

mand angerufen, als sie bei der Großmutter gewesen waren. Es gab zwei Nachrichten. Die erste war von Anna, einer Freundin der Mutter, und enthielt die üblichen, brennend wichtigen Neuigkeiten, die sich für gewöhnlich um ein Kleid drehten, das sie in einem Schaufenster im Zentrum entdeckt hatte und das wie für ihre Mutter gemacht war: »Eleonora, ruf mich an, sobald du kannst.«

Die zweite Nachricht war von ihrem Vater.

In ungläubigem Schweigen hörte sie sie dreimal.

Margherita wurde zu Stein. Ihre zarte vierzehnjährige Haut verhärtete sich und konnte im nächsten Moment zersplittern. Mit einem Schlag wichen ihr der Sonntag und das Meer aus den Poren. Ihre Augen schlossen sich und schienen sich mit Rost zu überziehen, mit Flecken der Angst. Ihre Hände auf dem Küchentisch bebten, ihre von den Zähnen traktierten Lippen zitterten. Das Leuchten in ihrem Gesicht erlosch, als wäre eine Glühbirne durchgebrannt.

Stumm und mit kurzen Schritten, die nicht größer waren als ihre vierzehnjährigen Füße, ging sie in das Schlafzimmer ihrer Eltern, eine Schlafwandlerin auf dem Faden des Lebens. *A vita è nu filu.*

»Mita, wo gehst du hin?«, fragte Andrea. So sprach er ihren allzu langen Namen aus.

Margherita antwortete nicht. Sie öffnete den elterlichen Schrank, in dem sie sich als Kind sonntagmorgens versteckt hatte, um sie beim Aufwachen zu erschrecken. Die Eltern kannten die Spielregeln und wiederholten jedes Mal wieder den vereinbarten Satz: »Komm, wir gehen Mar-

gherita wecken, diese Ratzrübe schläääft ja vielleicht!« Und dann sprang sie aus dem Schrank. Liebe und Glück waren gleichbedeutend mit Leben, und die Angst existierte nicht. Sie kam aus dem Bauch des Schranks hervor und ihre Eltern nahmen sie in die Arme und hoben sie ins große Bett, auf dem sie herumhopsen konnte. Die Schwärze des Schrankes wurde von der sonntäglichen Umarmung ihrer Eltern fortgewischt.

Sie öffnete den Schrank, der ihr als hölzerne Ödnis erschien. Er war halb leer; die trübe, trostlose Leere der Dinge, die wir nur voll zu lieben gewohnt sind: Schwimmbäder, Umschläge, Wiegen.

Die allesfressende Leere des Verlassenseins verschlang Margheritas Licht. Zurück blieben nur der Duft der verschwundenen Anzihsachen des Vaters und der frische, herbe Hauch seines Aftershaves. In diesem Moment wurde die Schwermut zum beherrschenden Gefühl ihres Lebens, geronnen in den Furchen der Seele wie Herzkorallen: wertvoll, weil selten und unerreichbar.

Sie kauerte sich in die Ecke wie eine Katze unter den Automotor. Die aufgerissenen Augen ihres Bruders beobachteten sie und versuchten zu begreifen, welches Spiel sie sich wohl für ihn ausdachte, welches unbekannte Wort diese Neuigkeit beschrieb. Mit fünf Jahren ist selbst das schmerzlichste Geheimnis nur ein Spiel: Er wartete auf einen Überraschungsangriff wie in den Hobbes-und-Calvin-Comics seines Vaters.

»Mach zu«, sagte Margherita kalt.

Andrea gehorchte und wartete mit zusammengekniffenen Augen auf weitere Anweisungen.

»Bis wohin muss ich zählen, Mita?«, fragte er durch das Holz, das sich in Beton verwandelt hatte. Der kleine Junge versuchte, aus dem vollkommensten Schmerz ein Spiel zu machen. Doch der Schmerz hat nun einmal keine Regeln, Normen und Gesetze: Er ist regellos, asymmetrisch, illegal.

»Für immer.«

»Welche Zahl ist das? Die kenne ich nicht.«

»Zähl einfach«, sagte Margherita.

Unter Zuhilfenahme seiner kurzen Kinderfinger fing Andrea laut an zu zählen und stapfte den Flur hinunter, doch schon bei Vierzehn kam er ins Schwimmen.

In der Dunkelheit war Margherita eine von einem Räuber offen und wehrlos überraschte Muschel. Sie will die Schale um das zarte Fleisch schließen wie einen Safe, der dem geballten Meeresdruck standzuhalten vermag, jedoch gegen die scharfen, präzisen Scheren des Feindes nichts ausrichten kann. Der Räuber versuchte sie aus ihrer schützenden Hülle zu reißen, sie leer und verlassen zurückzulassen, eine zerbrochene Schale, Spielball der Strömung. Ihr Vater nannte sie *Meine Perle*. Das heißt Margherita, er hat es ihr tausendmal gesagt. Tausendfacher Lügner, er und sein Parfüm.

Abermals spürte Margherita ihr Herz wild klopfen, wie bei der Umarmung ihres Vaters. Es pochte heftig, gehetzt von der Todesgefahr, dem Gift, dem Schmerz.

»Mita ist im Schrank«, sagte der Junge noch einmal zu seiner Mutter.

»Andrea, hör auf zu spielen!«, antwortete Eleonora barsch.

»Wo ist Papa?«

Eleonora antwortete nicht.

Der Junge ging voran ins Schlafzimmer.

»Was kommt nach vierzehn?«

»Fünfzehn.«

»Und dann?«

»Sechzehn.«

»Und wann kommt *für immer*?«

Eleonora öffnete die Schranktüren und die Leere ergoss sich nach draußen. Zusammengekauert hockte die Tochter in der Ecke, den Körper um den Schmerz gewunden: eine Spiralmuschel, ein von der Weisheit der Zeit in geometrischer Perfektion um einen zentralen Punkt konstruiertes Perlboot. Wer den Schmerz kennt, trägt dessen Echo fürs ganze Leben in sich, wie Muscheln das Meeresrauschen.

Margheritas Kopf war zwischen den Armen verschwunden, allein das schwarze Haar war zu sehen. Ihre Tochter hatte keine Augen.

Sie hockte sich daneben und versuchte sie zu umarmen, doch die Muschel ließ sich nicht umarmen, wollte man sie nicht von ihrem Felsen reißen und der Strömung überlassen.

Andrea drückte die Schranktüren wieder zu und fing erneut zu zählen an. Er freute sich, dass jetzt auch die Mutter mitspielte. Jetzt fehlte nur noch Papa.

»Spielst du auch *für immer*, Mama?«

Die Mutter antwortete mit einem düsteren, leeren Lächeln.

In der Dunkelheit war nur der Atem der beiden Frauen zu hören.

»Wo ist die Welt geblieben, die du mir versprochen hast?«, war das Einzige, was Eleonora von ihrer Tochter zu hören bekam, in einem Tonfall, der einer fremden Margherita zu gehören schien.

»Ich weiß es nicht«, antwortete die Mutter.

Margherita sagte nichts mehr, nie wieder würde sie mit ihrer Mutter sprechen.

Vergeblich versuchte Andrea, an seinen Fingern gigantische Zahlen abzuzählen und bis *für immer* zu kommen. Was sollte das für ein Versteckspiel sein, wenn er schon wusste, wo die anderen waren? Vielleicht musste er den Vater suchen. Wo hatte sich Papa wohl versteckt?

Er blieb vor dem geschlossenen Schrank stehen.

»Das Spiel mag ich nicht! Ich zähle und zähle und keiner gewinnt!«

Auf seinem schwarzen, rostfleckigen Fahrrad, von dem hin und wieder die Kette absprang und dessen Vorderlicht nur sporadisch aufleuchtete, gondelte der Lehrer durch den Mailänder Abend. Er glich einem neuzeitlichen Don Quijote auf einer eisernen Rosinante, wiewohl in seinen Augen statt Wahnsinn der helle Blick eines Menschen lag, der Dinge sieht, die demjenigen, der an der Schwelle des Sichtbaren haltmacht, verwehrt sind.

Das Rad hatte die für ihn perfekte Geschwindigkeit: So ließen sich Menschen und Gegebenheiten angemessen betrachten. Nur auf dem Fahrrad kann man die Dinge sehen, ohne gesehen zu werden, wie es den Dichtern zu

eigen ist. Und er hatte Dichteraugen: Nicht auf die Farbe kommt es an; sie müssen leuchten, als könnten sie nur mit Mühe das Feuer zurückhalten, das sie in sich tragen, wie es schon die Alten glaubten. Im Auto bekommt man nichts mit, zu Fuß wird man dauernd ertappt. Das Rad war das richtige Mittel: sehen, ohne gesehen zu werden, während die Septemberluft durchs schwarze, von den Helmzwängen der Motorisierten unbehelligte Haar streicht und durch die Falten des weißen Hemdes fährt. Die blauen Leinenschuhe bewegten sich mit den Pedalen.

Ohne es abzuschließen, weil es sowieso niemand klauen würde, stellte er das Rad im Hof ab. Sacht drückte er das Hoftor zu, damit die Pförtnerin Signora Elvira, die mit ihrem Besen verwachsen zu sein schien, ihn nicht abfing. Sie war nicht nur die Pförtnerin, sondern auch die Vermieterin seiner Einzimmerwohnung, deren Miete er wieder einmal in Bücher, seine Droge, gesteckt hatte.

Er zog sich die Schuhe aus und schlich, behutsam zwei Stufen auf einmal nehmend, in den ersten Stock hinauf. In Zeitlupengeschwindigkeit, um das Knirschen zu vermeiden, drehte er den Schlüssel, öffnete die Wohnungstür und schlüpfte hinein. Die Wohnung bestand aus einem Zimmer mit Kochnische: dreißig gänzlich mit Büchern gefüllte, gefüllte, vollgestopfte Quadratmeter.

Ein Buch mag das Chaos der ganzen Welt enthalten, das den gehefteten und durchnummerierten Seiten jedoch nicht entweichen kann. Seine Bücher entsprechend seiner Interessen und Fragestellungen zu ordnen, war ein eigenwilliges Vergnügen, dem er sich täglich hingab, um der Langeweile zu trotzen. Er glaubte an Bücher wie an eine

Religion und entdeckte mehr Wirklichkeit zwischen den gedruckten Zeilen als auf der Straße, oder vielleicht fürchtete er sich, unmittelbar und ohne den Schutzschild eines Buches mit ihr in Berührung zu kommen.

Eine einzige Stelle an den Wänden war nicht mit Büchern zugespflastert, und dort prangte der Satz *Timeo hominem unius libri*: Menschen mit nur einem Buch sind die gefährlichsten. Das stimmte. Stella hatte den Spruch dort in eleganter Kursivschrift hingemalt, was die von dieser Laune nicht sonderlich begeisterte Signora Elvira zu einer Mieterhöhung um zehn Euro bewogen hatte. Das sogenannte Bett bestand in Wirklichkeit aus einem Brett, das von vier aus jeweils drei bis vier Bänden bestehenden Buchsäulen getragen wurde, die regelmäßig erneuert wurden: Hüter seines Schlafens und Wachens, seiner Träume und seines Erwachens. Augenblicklich schlief er auf einer Tolstoischen Säule: *Anna Karenina*, *Krieg und Frieden* (zweibändig) und *Die Kreuzersonate* (um ein lästiges, kaum wahrnehmbares Gefälle auszugleichen, hatte er *Der Tod des Iwan Iljitsch* damit ersetzt). In der anderen Ecke auf derselben Seite waren *Moby Dick*, *Don Quijote* und ein paar Shakespeare-Tragödien. Die dem Tolstoi-Stapel gegenüberliegende Ecke am Fußende ruhte auf *Schuld und Sühne*, *Die Brüder Karamasow*, *Der Idiot* und *Weißer Nächte*. Die andere stützte sich auf die Klassiker der Antike: ein Band mit Sophokles-Tragödien, Vergils *Aeneis*, Ovids *Metamorphosen* und eine Anthologie griechischer Lyriker.

Für einen guten Schlaf brauchte es gewichtige Literatur, und irgendwie hatte es für ihn etwas Beruhigendes, davon umfangan zu sein. Im Buchständer auf seinem Schreibtisch

stand die *Odyssee*, aufgeschlagen beim sechsten Gesang, dem von Nausikaa, dem zartesten Beginn einer Liebe, der je erzählt wurde.

Bis zum ersten Schultag waren es nur noch wenige Stunden. Dieses Jahr würde er eine erste naturwissenschaftliche Gymnasialklasse übernehmen: Italienisch und Latein, acht Stunden. Wieder sah er die danteske Szene vor sich: die wie schlachtreife Rinder in den riesigen Raum der Mailänder Schulbehörde gepferchten Stellenanwärter, denen körperlose Stimmen Lehrämter anboten, als handelte es sich um tragische, unabwendbare Schicksale. Er hatte die Stelle annehmen müssen und es nicht allzu schlecht getroffen. Das Ringen um eine Planstelle glich einem ewig wiederkehrenden bürokratischen Leidensweg. Die Schulen barschten vor ausgebrannten, gleichgültigen Lehrern, die es dem inzwischen auch nicht mehr jungen Nachwuchs unmöglich machten, an eine Festanstellung zu kommen. Diese Jahresvertretung würde ihn zwar nicht vor der Armut, aber immerhin vor der Depression retten. Er hatte um seinen Lehrerberuf gekämpft. Vor allem mit seinen Eltern, die ihm zigmal gesagt hatten: »Du wirst am Hungertuch nagen.«

Er hatte in eine andere Stadt ziehen müssen, in die Lombardei, wo es mehr offene Stellen gab: Mit privaten Nachhilfestunden war es für ihn nicht getan, wiewohl sie sehr viel einträglicher waren als die wenigen Stunden an der Schule, die ihm monatlich rund fünfhundert Euro netto einbrachten. Zwar verschwand das gesamte Geld in Signor Elviras unersättlichen Taschen, doch wenigstens genoss er

das feine, süße Glück einer Arbeit, die nicht nur den Körper, sondern auch den Geist nährt, den eigenen wie den der jungen, unerfahrenen, noch brachen Köpfe, die ihm anvertraut waren.

Während er sich ein Brötchen mit irgendwelchen undefinierbaren Resten belegte und sich von Paolo Contes rauher Stimme trösten ließ, dachte er an den Tag zurück, an dem er beschlossen hatte, Lehrer zu werden. Sein Literaturprofessor hatte ihm seinen Lieblingsgedichtband geliehen. Eine alte, mit in Bleistift verfassten Randnotizen gespickte Hölderlin-Sammlung.

»Schau dir das mal an, vielleicht kannst du was damit anfangen«, hatte er ihm gesagt.

Wie jede Handlung, die besonderem Augenmerk entspringt, hatte diese an jenem Tag gemachte Leihgabe sämtliche verborgenen Potenziale in ihm mobilisiert. Der glatzköpfige Lehrer mit der dicken Brille hatte die noch schwachen Signale, die seine Zukunft bereits erahnen ließen, zu erkennen vermocht und bereits den Erwachsenen in ihm gesehen, ohne dem damit verbundenen Bild des hageren Arbeitslosen allzu viel Bedeutung beizumessen.

Während des vorletzten Schuljahres war jenes Buch zu einer nächtlichen Zuflucht geworden. Und durch die Worte und Bleistiftnotizen hindurch hatte er zum ersten Mal die Nacht gesehen: »Ringsum ruhet die Stadt; still wird die erleuchtete Gasse, und, mit Fackeln geschmückt, rauschen die Wagen hinweg.« Ohne die passenden Worte bleiben die Dinge unsichtbar. Die Nacht, die stumm vor seinem Fenster stand, war ihm zum ersten Mal lebendig erschienen. Den Worten sei Dank. Er verstand nicht viel

von diesen Versen, doch hatten sie in ihm den Durst nach Geheimnis geweckt. Ihn faszinierte die Tatsache, dass dieser merkwürdige Dichter an die Götter glaubte und an seinem Lebensabend ausschließlich Gedichte über die Jahreszeiten verfasst hatte. Doch das Merkwürdigste war, dass einige Texte auf hundert Jahre früher oder später datiert und mit einem italienischen Pseudonym versehen waren. Dieser Dichter war, schlicht gesagt, verrückt geworden. Oder – und das erschien ihm ungleich faszinierender – er hatte sich freigemacht von Zeit und Raum und konnte durch die Dichtung in jeder Zeit und in jedem Menschen den Puls der Welt erfassen. Die Freiheit, Beglückung und Zuversicht jener stillen, von einer ungewissen Zukunft erfüllten Abende hatten ihn zu dem Entschluss gebracht, Lehrer zu werden. Oder wahnsinnig, was das Gleiche ist.

Er würde am Hungertuch nagen, doch zum Glück gab es schwarz bezahlte Nachhilfe. Der Markt der Unbedarften gleicht dem der Toten: Er kennt keine Kursschwankungen.

Er versuchte sich die noch kindlichen Gesichter der Schüler vorzustellen, die er dieses Jahr vor sich haben würde und die er mit seiner Begeisterung für die menschliche Phantasie, vor allem die der Griechen, anstecken wollte. Sie würden mit der Epik anfangen und die drögen Lyrikanthologien aussparen. Er wollte auf den Lehrplan pfeifen und die komplette *Odyssee* lesen. Etwas in Stücke gehacktes konnte unmöglich den Duft des Lebens verbreiten, und er weigerte sich, Homer zu zerpfücken ... Das stank nach Tod. Er wollte, dass seine Schüler in die Welt vordrangen, die er mit jedem Lesen der *Odyssee* betrat; sie sollten den herben Duft des Meeres riechen, den schweren Geruch des Blutes,

die Tränen einer Mutter, den Schweiß eines heimkehrenden Vaters. Er wollte sie an den Ort führen, an den einzig die Literatur einen bringen kann: in das Herz der Dinge der Welt, an ihren Ursprung. Die Kunst ist der Schlüssel, der die Dinge, die wir tagtäglich berühren und die, gerade weil wir sie zu oft berühren, matt, verbraucht und unsichtbar geworden sind, sichtbar macht. All das wollte er dreißig Vierzehnjährigen vermitteln, die dem Gesicht und dem Herzen nach noch Kinder waren, jedoch binnen fünf Jahren zu erwachsenen Frauen und Männern werden würden. Genau wie sein Lehrer wollte auch er ihnen eine weitere Chance geben, sie selbst zu sein.

Er biss in einen Apfel, schob die CD von Beethovens *Fünfter* ein, streckte sich aufs Bett und fing mit lauter Stimme an zu lesen, was morgen der Auftakt seines Unterrichts sein würde: Rainer Maria Rilke, *Briefe an einen jungen Dichter*. Sie sollten dem »Ta-ta-ta-ta!« dieser Symphonie entsprechen. Der Mund sollte ihnen offen stehenbleiben, die schmetternden Klänge des Schicksals sollte sie sprachlos machen: »Ta-ta-ta-ta!« Wie ein im mystischen Strom des Orchesters verlorener Dirigent bewegte er die Hand und deklamierte die Worte, die er den Schülern als »Programm des schulischen Lebens« präsentieren würde:

Sie sind so jung, so vor allem Anfang, und ich möchte Sie, so gut ich es kann, bitten, lieber Herr, Geduld zu haben gegen alles Ungelöste in Ihrem Herzen und zu versuchen, die Fragen selbst liebzuhaben wie verschlossene Stuben und wie Bücher, die in einer sehr fremden Sprache geschrieben sind. Forschen Sie jetzt nicht nach den Ant-

worten, die Ihnen nicht gegeben werden können, weil Sie sie nicht leben könnten. Und es handelt sich darum, alles zu leben. Leben Sie jetzt die Fragen. Vielleicht leben Sie dann allmählich, ohne es zu merken, eines fernen Tages in die Antwort hinein.

Er war ganz in seinen Vortrag versunken, als jemand an die Wand hämmerte und brüllte, er solle den Ton leiser drehen. Er gehorchte, Sanchos Bizeps vor Augen. So hatten er und Stella den Nachbarn genannt: Bier, Fußball und Rubbellose. Das Schicksal seines »Ta-ta-ta-ta!« verklang, und wie immer schlich sich Stella in seine Gedanken und wärmte ihn wie die Sonne, die an einem trüben Tag durch die Wolken blinzelt.

Er putzte sich die Zähne und fuhr mehrmals mit der Zunge darüber. Dann las er ein paar Verse von Rimbaud, knipste das Licht aus und nahm im Halbschlaf das Aufleuchten seines alten Handys wahr. Auf dem gesprungenen Display stand schwarz auf grün »Morgen am üblichen Ort. Ich muss dir etwas Wichtiges sagen. Bring sowohl Herz als auch Verstand mit. Ich liebe dich. S.«

»Ist gut«, schrieb er zurück, doch niemand bemerkte die Unruhe in seinen Fingern. Bei einer Frau bedeutet etwas Wichtiges eine Kriegserklärung. Aus Furcht verteidigte er sich instinktiv: Er schrieb nicht wie sonst »ich dich auch« (»ich liebe dich« zog er erst gar nicht in Betracht, denn damit hätte er die Katze im Sack gekauft). Er hatte Mühe einzuschlafen. Er fragte sich, weshalb die Liebe, die in der Dichtung so einfach war, im Leben so schwierig und gefahrvoll sein musste. Im Dunkel der Nacht und seiner

Gedanken befragte er vergeblich seine Schriftsteller und fühlte sich wie Balzac, der im Sterben den einzigen Arzt um Hilfe gebeten hatte, dem er vertraute: eine seiner Romanfiguren. Dann war er gestorben.

Dieselbe Nacht umspann Margheritas Gedanken wie eine Spinne, die ihr Opfer einwickelt. Bis zum Beginn des neuen Schuljahres waren es nur noch wenige Stunden. Sie war eine Schlafwandlerin in Millionen Metern Höhe. Ohne Netz, das sie auffangen konnte.

Verschollene Bruchstücke stiegen, Korallen gleich, aus der Tiefe der Erinnerung auf, die allesamt ihren Vater betrafen. Frauen tragen ihr Gedächtnis nicht im Kopf, sondern im ganzen Körper. Seele und Körper einer Frau sind eins und jedes Körperteil hat ein Gedächtnis, vor allem, wenn sie die streichelnde Hand, die liebevolle Umarmung, die zärtlichen Lippen, die sie küssten, verloren hat. Margherita sah das Lächeln ihres Vaters vor sich, als sie ihn im Zirkus einmal nach dem großen Netz gefragt hatte.

»Auch Trapezkünstler verlieren das Gleichgewicht. Aber wenn sie fallen, ist da dieses Netz und sie tun sich nicht weh. Der Zirkus ist ein Spiel, Margherita.«

Doch das Leben war es nicht. Draußen vor dem Fenster spazierten die Menschen durch die Dunkelheit, als wäre alles in Ordnung, doch erschienen sie ihr wie Schlafwandler ohne Netz, die auf den zarten, verworrenen Fäden des Lebens entlangbalancierten.

Während ihre Klassenkameraden sich die passenden Outfits raussuchten, um ihre verletzliche Teenagerhaut zu bedecken, musste Margherita sich überlegen, in welche

Haut sie schlüpfen sollte, denn sie hatte keine mehr. Der Schmerz hatte sie gehäutet, doch so nackt darf sich niemand zeigen. Erst recht nicht am ersten Schultag.

Als Eleonora, von dem Lichtstreifen unter der Tür angezogen, ohne anzuklopfen eintrat, stand Margherita im schwachen Lampenschein nackt und reglos im Zimmer.

Als die Mutter nähertrat, streckte Margherita die Arme aus.

Um sie von sich zu stoßen.

II

5000.

1000.

5.

Wortlos schrieb er die Zahlen an die Tafel, setzte sich ans Pult und fing an, sie einen nach dem anderen anzusehen, als könnte die Stille ihr wahres Gesicht enthüllen.

Er schlug das Klassenbuch auf und las übertrieben feierlich die Liste der Nachnamen vor.

Nach jedem Nachnamen hielt er inne und musterte den, der entsprechend der Maske, hinter der er sich am sichersten fühlte, schüchtern oder forsch die Hand hob oder mehr oder weniger überzeugt seine Gegenwart bestätigte. Er blickte ihnen in die Augen und bemerkte nicht, dass er ihre ohnehin schon unkontrollierte Angst noch steigerte. Dies sollte nicht die übliche Anwesenheitsprüfung einer x-beliebigen Italienischstunde sein, die bald vorbei und vergessen wäre. In diesen Räumen fühlte er sich unbesiegt, er konnte sie mit den Protagonisten füllen, die den Buchseiten entstiegen, und sie mit diesen jungen Menschen, die für ihn ebenfalls eher Protagonisten denn Personen waren, in einen Dialog treten lassen. Wenn er sie ansah, verglich er sie mit den Figuren, die er aus den Romanen kannte: Der Junge mit dem Kindergesicht ähnelte Oliver Twist, das Mädchen mit den roten Wangen schien

Alice im Wunderland entstiegen zu sein, und die mit dem schüchternen, zu Boden gerichteten Blick sah genauso aus wie Nausikaa.

Als er mit seiner quälenden Litanei aus Namen und Blicken zu Ende war, sagte er:

»Von jetzt an wird jeder bei meiner Anwesenheitsprüfung mit *Adsum!* antworten. Und wenn jemand fehlt, sagen die anderen: *Abest!*«

»Wieso denn auf Englisch?«, fragte ein vorlauter Junge mit blonder Mähne.

»Das ist Latein! O Arme, Trugbetörte! Unwissende, zum Schlimmsten stets geneigt!«, antwortete der Lehrer mit einem Dante-Zitat. Der Junge wurde knallrot vor Scham.

Niemand tat einen Mucks, doch alle fragten sich, von welchem Planet dieser Pauker geflohen war. Die anderen kamen vom Mars, aber dieser stammte offenbar von einem noch abgelegeneren Stern ...

»Bei der Anwesenheitsprüfung wird in Latein geantwortet! Das lateinische Wort für *antworten* lautet *respondeo*. Wenn ich euch aufrufe, antwortet ihr bitte mit: Ich bin da.«

Ein spindeldürrer Junge mit frechem Katzengesicht hob die Hand.

»Wie heißt du?«

»Aldo Cecchi.«

»*Loquere.*«

»Nein, nicht Luca, Aldo!«, blaffte der Junge.

»Ich habe gesagt: *sprich*, Latein, Imperativ Deponens.«

»Geil, diss' Latein! Wieso die Zahlen? Machen Sie nicht Italienisch und Latein?«

Der Lehrer blickte seufzend zur Decke.

»Ein paar Dinge wollen wir mal klarstellen. Zuallererst haben das Wort *geil* und dessen Derivate in dieser Klasse nichts verloren! Hier werden italienische Adjektive verwendet und man sucht sich dasjenige, welches der gewünschten Nuancierung eines Wortes am nächsten kommt: schön, interessant, fesselnd, bemerkenswert, erfreulich, unterhaltsam, reizend, elegant, harmonisch, ausgewogen, einzigartig, anregend, faszinierend, spannend, mitreißend, seltsam, erhaben, würdevoll, erlaucht, vorzüglich, erstaunlich ... und so weiter. Und dann verwenden wir das vollständige demonstrative Adjektiv: *dieses Latein*, nicht *diss' Latein*. Habe ich mich klar ausgedrückt, Aldo?!«

»Ich wollt nur wissen, weshalb diese Zahlen an der Tafel stehen ...«

Der Lehrer trat an die Tafel und schrieb neben die 5000: *Stunden*. Neben die 1000: *Tage*. Und neben die 5: *Jahre*.

»So lange wird eure Liebesgeschichte dauern.«

Alle fingen an zu lachen; fast alle. Margherita blieb ernst.

»Das, was mit dieser heutigen Stunde beginnt, ist eine fünf Jahre andauernde Geschichte, die aus diesen Zahlen besteht. Jedes Schuljahr umfasst zweihundert Tage und tausend Stunden. Könnt ihr euch das vorstellen? Fünftausend Stunden, tausend Tage, fünf Jahre. Das ist die Zeit, die ihr im Gymnasium verbringt, mal abgesehen von denjenigen, die sich so sehr für einige Fächer begeistern, dass sie sie wiederholen wollen ... Diese ganze Zeit soll euch etwas bringen. Andernfalls wäre es nichts weiter als eine Pflichterfüllung. Ihr seid über das Alter hinaus, in dem man et-

was nur macht, weil die Eltern es wollen. Bis heute haben sie alles entschieden. Jetzt ist der Moment gekommen, eure Entscheidungen selbst zu treffen. Und dazu dienen die fünf Jahre am Gymnasium. »Zeit zu verlieren scheut zumeist der Kluge.« Er musterte sie, um zu sehen, ob irgendjemand das Dante-Zitat bemerkt hatte, doch in ihren Gesichtern lag nichts als Leere. Er fuhr fort:

»Eine magische Zeit, in der ihr euch mit Dingen auseinandersetzen könnt wie womöglich nie mehr im Leben. Eine Zeit, in der ihr herausfinden könnt, wer ihr seid und welche Geschichte ihr auf dieser Welt erzählen wollt. Ich finde es unerträglich, wenn junge Leute mit der Schule fertig sind und nicht wissen, ob sie sich einen Job suchen oder ob und was überhaupt sie studieren sollen. Das bedeutet, dass sie diese fünftausend Stunden, diese tausend Tage, einfach vergeudet haben. Die einzige Möglichkeit, unserer eigenen Geschichte auf die Spur zu kommen, ist, die der anderen zu kennen: die wahren und die erfundenen. Und das tun wir mittels der Literatur. Nur wer liest und den Geschichten lauscht, findet seine eigene. Somit ist das, was heute beginnt, eine Reise mit diesen Zeitkoordinaten und auf diesem Ozean. Ich werde nur dieses Jahr mit euch teilen, es sei denn, mein Vertrag wird fürs nächste Jahr verlängert. Aber wie auch immer, wir werden alles geben, wie es auf einem Schiff, auf dem jeder seine Aufgabe hat, üblich ist. Und deshalb werde ich eure Anwesenheit jedes Mal überprüfen. Um zu wissen, ob ihr die Herausforderung annehmt, ob ihr mit mir in See stecht.«

Schweigend schritt er durch die Bänke und sah jedem seiner Schüler ins Gesicht.

Dann setzte er sich wieder ans Pult und griff nach dem Klassenbuch.

»Fünftausend Stunden, tausend Tage, fünf Jahre, um die eigene Geschichte in dem dafür vorgesehenen Alter zu entdecken. Seid ihr dabei?«

Im Klassenzimmer herrschte Stille. Niemand traute sich zu fragen, ob das ein Witz oder ein Spiel sein sollte. Die Mischung aus Strenge und Ausstrahlung verwirrte diese jungen Menschen, die dem Leben noch keine Form zu geben wussten.

Der Lehrer trat an die Tafel und schrieb:

Inde quippe animus pascitur, unde laetatur.

»Vortrefflich!«, sagte Aldo schlagfertig.

Es ertönte allgemeines, unterdrücktes Kichern. Der Lehrer überhörte es.

»Wisst ihr, was das heißt?«

Ein sommersprossiges Mädchen schüttelte heftig den Kopf und verlieh der allgemeinen Verunsicherung Ausdruck. Dieser Pauker war komisch, aber interessant.

»Das bedeutet: ›Die Seele nährt sich davon, worüber sie sich freut.‹ Und das wird unser Motto sein.«

»Was soll das heißen?«, fragte das Mädchen naiv.

»Das habe ich doch gerade gesagt«, entgegnete der Lehrer spitz.

»Nein, nicht auf Latein, auf Italienisch ...« Auf ihrem Gesicht erschienen rote Flecken.

»Das bedeutet, dass wir hier nur das lernen werden, was unser Herz und unseren Geist erfreut. Die einzige Art zu



Alessandro D'Avenia

Die Welt ist eine Muschel

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Klappenbroschur, 416 Seiten, 12,5 x 20,0 cm
ISBN: 978-3-442-74662-0

btb

Erscheinungstermin: Dezember 2013

Der Geruch des Meeres, ein Sprung ins Ungewisse und der Sommer deines Lebens

Der Geruch des Meeres, die Gischt der Wellen, das gleißende Licht, das sich zwischen Horizont und Himmel sammelt und Margheritas klare grüne Augen tränen lässt: Ihren 14. Geburtstag verbringt sie mit ihrem Vater auf einem Segelboot. Es ist das Ende des Sommers und der Beginn einer neuen Zeit, denn bald fängt für Margherita das Jahr an der Oberschule an. Sie hat Angst, aber der Vater beruhigt sie – alles wird gutgehen. Doch nach diesem Sommer ist für Margherita nichts mehr so, wie es einmal war. Der Vater verlässt die Familie ohne Erklärung und lässt seine Tochter mit dem unaussprechlichen Gefühl der Trauer zurück, das sie in sich einschließt wie die Perle in einer Muschel. Doch sie erfährt auch, wie es ist, wenn einen die Liebe wie ein Blitz trifft. Und sie lernt, dass man manchmal handeln muss, um das Glück festzuhalten ...

 [Der Titel im Katalog](#)